

sich zu begnügen, altes Gedankengut geistig zu übernehmen und literarisch zu verbreiten. Ueberdies gab er sich keine Rechenschaft über die geschichtlich bedingte äußere Organisation des Papsttums, die sich auch politisch ausdrückte, und ließ sich, durch wirkliche oder vermeintliche Mißstände verwirrt, zu einem recht verstiegenen Spiritualismus verleiten. Dadurch kam er in Gegensatz zum Stuhl von Avignon und erschwerte sich die Erreichung seiner nächsten Ziele: im zerrütteten Rom Ordnung und Gerechtigkeit herzustellen. So waren von Anfang an alle Knoten für einen tragischen Verlauf seines Lebens geschürzt.

Höfele hat sich tief in die Ereignisse jener Zeit versenkt und schildert das Schicksal seines Helden, in dem sich die Wende vom Mittelalter zur Moderne eindrucksvoll verkörpert, in den lebhaftesten Farben. Leider muß auch darauf hingewiesen werden, daß er in seiner Darstellung den damaligen Päpsten nicht gerecht wird. Man lese seine Ausführungen über Avignon und besonders über Johannes XXII. (1316 bis 1334) und vergleiche sie mit dem, was Ludwig Hertling über das gleiche Thema in seiner „Geschichte der katholischen Kirche“ (Berlin 1949) S. 197 ff. sagt. Auch Hertling sieht die Übel und Mißstände, und doch ist sein Urteil viel ausgewogener. Gerade was er über das Finanzgebahren der Avignoner Kurie im allgemeinen und Johannes' XXII. im besonderen sagt, hätte berücksichtigt werden müssen (200/201). Soweit Höfele Petrarca zitiert, gilt folgender Satz: „Wohl am meisten... hat das Urteil der Nachwelt Petrarca beeinflusst... Petrarca war aber selbst ein eifriger Pfründenjäger, und das Viele, das ihm in Avignon bewilligt wurde, genügte ihm bei weitem nicht; daher die Erbitterung“ (201).

Was die „Weltfrömmigkeit der Alten“ angeht, so scheinen uns die Dinge weniger einfach zu liegen als H. annimmt (24/25). Und daß der „Mensch als Maß aller Dinge Mittelpunkt des Philosophierens und Dichtens“ gewesen sei (25), bedarf zum mindesten, was die größten griechischen Philosophen angeht, einer wesentlichen Einschränkung.

G. F. Klenk SJ

*Reinhold, Peter: Maria Theresia.* (357 Seiten) Wiesbaden 1957, Insel-Verlag. Ln. DM 19,30.

*Lavater-Sloman, Mary: Herrin der Meere.* Elisabeth I. Königin von England. (543 S.) Zürich 1956, Artemis-Verlag. Ln. DM 24,—.

Reinhold war Publizist, Gelehrter und Minister. Dem Publizisten verdanken wir die sprachliche Kraft und Schönheit, dem Gelehrten die Quellenkunde, Belesenheit und das historische Unterscheidungsvermögen, dem Minister die Kunst des Abwägens und der Gerechtigkeit dieses wahrhaft großen

Buches. So mag es vielleicht dazu beitragen, die Fälschungen, Einseitigkeiten und Verschweigungen der borussischen Geschichtsschreibung zu beseitigen. (Doch wird das Buch auch Friedrich II. gerecht). R. nennt Maria Theresia herrschsüchtig. Ob das Wort richtig ist? Zweifellos hatte sie Freude am Herrschen und Regieren; es war aber doch wohl die Verantwortung und die Pflichttreue, die durch diese Freude ergänzt und erhöht wurde, nicht aber die ungezügelte Leidenschaft, die andere um ihr Recht bringt, was sie beseelte. Die religiöse Haltung der Kaiserin ist nicht vergessen, aber sie wird nur beiläufig erwähnt. Die eigentliche religiöse Tiefe der Frau und Mutter ihrer Familie und ihrer Völker mit den Konflikten, die sie mit sich führte (etwa ihre Stellung zu Aufklärung und Jesuiten), kommt zweifellos zu kurz. Wer glaubt, daß die Politik den Charakter verderbe, wird aus diesem Buch sehen, daß es schwer, aber etwas unvergleichlich Hohes ist, dem Recht zu dienen, das den Staatsmann immer wieder vor dieselben Entscheidungen stellt.

M. Lavater-Sloman will in ihrer Elisabethbiographie einen historisch-wissenschaftlichen Bericht in dichterischer Sprache geben. Sie gibt aber nur die herkömmliche Elisabethlegende. Macht und Erfolg sind die höchsten Maßstäbe. Bei wichtigen Fragen (M. Stuart; Katholikenverfolgung), die der Verfasserin selbst wohl schwierig schienen, beruft sie sich auf die herkömmliche Literatur, einseitig aus Voreingenommenheit oder weil die Quellen noch nicht erschlossen waren. Zuweilen werden Anschauungen unserer Zeit (Sport — Sixtus V., ein Mann von Sportsgeist! —, Freiheit — demokratische Gesinnung) in das 16. Jahrhundert übertragen. Wenn wir auch unsere Auffassungen von dem Verhältnis von Staat und Religion nicht von Elisabeth verlangen, so kann man sie doch auch nicht einen Menschen nennen, dessen „Kern an Wert und Härte einer Perle“ glich. Von Christus ist als von dem „Begnadenen, der einst die Predigten der Liebe hielt“ die Rede (53). Wissenschaftlich ist das Buch von nur ganz geringem Wert. Der Leser wird unter diesen Umständen auch die dichterische Sprache nur als bunten Flitter empfinden: Der Gehalt ruft nach dem Wort; aber das Wort ruft auch nach dem Gehalt. Bemalte Gipsstatuen wollen wir nicht mehr.

H. Becher SJ

*Regele, Oskar: Feldmarschall Radetzky.* Leben, Leistung, Erbe. (555 S.) Wien 1957, Herold. DM 35,80.

In einer kühlen, vom Aktenstudium zeugenden Sprache gibt der Verf. ein Lebensbild des berühmten Feldmarschalls, aus militärischer, militärpolitischer und staatspolitischer Sicht. Die jeder Gemütsbewe-

gung abholde Sachlichkeit möchte das Menschliche fast zurücktreten lassen. Dennoch wird der „Vater Radetzky“ deutlich sichtbar. Sein Mut, seine schnelle Auffassung, die Umsicht, die Entschlußkraft bildeten das Heer und erzwangen die Siege in den Befreiungskriegen sowohl wie später in Italien, wo er, über 80 Jahre alt und während der Revolution ganz auf sich gestellt, die großen entscheidenden Siege bei Santa Lucia, Custoza und Novara errang. Sowohl als Soldat wie als Gouverneur des lombardo-venetianischen Königreiches zeigte er Milde und Maß und lehnte unnütze Gewalt grundsätzlich ab. So wird das Buch das Zeugnis eines großen und treuen Charakters.

H. Becher SJ

*Wiese, Leopold von:* Erinnerungen. (116 Seiten) Köln und Opladen 1957, Westdeutscher Verlag. Br. DM 3,25.

Was der bekannte Soziologe hier veröffentlicht, ist keine wissenschaftliche Studie und doch wiederum auch keine bloße Skizze seiner persönlichen Lebensschicksale. Vielmehr wird sichtbar gemacht, wie das Geschick des eigenen Lebens zum sozialwissenschaftlichen Denken anregte. Das ergibt die Einheit und Wechselwirkung zwischen Person und Werk des Autors. In diesem Sinne ist die Schrift ein Beitrag zur Sozialgeschichte und Geschichte der Soziologie.

Die „Gesellschaft“ ist mit dem Kinde Leopold oft hart und unbarmherzig umgesprungen. Auf dem Übungsplatz und den Stuben der Kadettenanstalt wurden ihm die ersten schmerzhaften Fragezeichen in bezug auf das Mit-sein mit anderen eingebrannt. Diese Frage des Kindes nach Mitmenschen und Gemeinschaft und das aus eigenem Leid erwachte Mit-Leiden mit aller Kreatur blieben der Motor, die innere Triebkraft, die später den Studenten und dann den Hochschullehrer und Gelehrten in seinen Forschungen, Vorlesungen, Vorträgen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen bewegten.

Obschon in den „Erinnerungen“ die soziologischen Arbeiten immer wieder gestreift werden und ein Verzeichnis der Veröffentlichungen angefügt ist, bieten sie natürlich keine Grundlage, Wert und Bedeutung der Wiese'schen Soziologie zu besprechen. Nur für gewisse Züge in der wissenschaftlichen Grundhaltung des Autors finden sich Belege. Er lobt an Spencer: „...kein Platonismus, Kantianismus, Hegelianismus trübte und verdunkelte die helldurchleuchtete Atmosphäre der erkenn- und begreifbaren Welt“ (31). Andererseits aber: „...während ich Spencer las ... lökte ich widerspenstig und romantisch gegen den Stachel des Positivismus“ (32). Zur Philosophie hat der Autor wenig Vertrauen. Und dieses Mißtrauen ist bedauerlich; denn wie soll ohne Metaphysik eine Soziologie den nötigen Halt

haben? Wie kann ohne ihre Mitwirkung „der wahre Zusammenhang von Mensch zu Mensch“ festgestellt werden? Und das war doch Wieses leidenschaftliche Absicht (55).

Wie dem auch sei, die „Erinnerungen“ sind ein menschlich packendes Büchlein, und es spricht sehr für Wieses unverbrauchte Lebensnähe, daß er im hohen Alter noch so schreiben kann.

G. F. Klenk SJ

*Pierre l'Ermite:* In seiner Hand. Bericht eines Lebens. (159 S.) München 1957, J. Pfeiffer. DM 7,80.

Der vor einigen Jahren oder Jahrzehnten auch in Deutschland und weithin außerhalb Frankreichs viel gelesene Priesterdichter hieß Edmond Louÿs und wurde am 18. November 1863 in den Ardennen geboren. Seine Mutter war Elsässerin. Hier erzählt er in seinem hohen Greisenalter sein Leben, wie er Priester wurde, zur Schriftstellerei kam, Kaplan in Arbeiter- und Luxusvierteln, Pfarrer von Montmartre und St. François de Sales war, sich um Sozialisten, Kommunisten und die verlorene Unterwelt bemühte, Kirchen baute, Vereine, soziale und karitative Werke gründete. Die anmutige Erzählung ist in einem Dichtung und anschaulicher Bericht von der Seelsorge, die sich um alle gesellschaftlichen Kreise der Großstadt Paris mühte.

H. Becher SJ

*Schindler, Peter:* Das Netz des Petrus. 364 Seiten) Regensburg 1957, Pustet. DM 14,—.

Das Buch berichtet von der Konversion eines Dänen, der heute Priester der katholischen Kirche ist und in Rom lebt. Es ist in leichtem, plauderndem Ton unterhaltsam geschrieben; fast möchte man sagen: es lebt in der behaglichen Atmosphäre des dänischen Bürgertums um die Jahrhundertwende mit seinem gesunden Menschenverstand und seiner Kunst zu leben. Trotzdem klingt das eigentliche Thema stark durch: die Konversion eines im konventionellen Luthertum Dänemarks aufwachsenden jungen Mannes, der vom Gymnasium weg Theologie zu studieren beginnt, aber immer mehr das Ungenügen der liberalen Theologie erkennt und sich langsam dem Katholizismus zuwendet. Zwar befriedigt ihn auch dort nicht alles — manches arg Menschliche stößt ihn ab —, aber er erkennt doch, daß die katholische Kirche die Kirche Christi ist. Das Buch, mit viel stillem Humor geschrieben, ist um seiner menschlich liebenswürdigen Art empfehlenswert.

O. Simmel SJ

1. *Schmeljow, Iwan:* Wanja im heiligen Moskau. Der Roman meiner Jugend. (544 Seiten) Freiburg 1958, Herder. DM 22,—.
2. *Dauthendey, Max:* Sieben Meere nehmen mich auf. Ein Lebensbild mit unveröffentlichten Dokumenten. Eingel. u.